

Wenn Schwäche als Unfähigkeit gewertet wird

Wir erkennen heute „Opfer“, wo frühere Generationen nicht auf die Idee kamen, dieses Wort zu verwenden: Svenja Goltermann erklärt, welche Rolle Recht und Medizin dabei spielten.

Opfer zu sein ist ein sehr ambivalenter Status. Im Wort klingt die Erfahrung von einer Verletzung, womöglich von erlittenem Unrecht an. Die Schwäche des Opfers kann Reaktionen von Mitleid und Herabsetzung auslösen. Auf jedem Pausenhof verständlich ist das Schüler-Schimpfwort „Du Opfa!“ Zugleich kann die Opferposition aber auch Rechte begründen: Opfer können moralisch, politisch und juristisch in sehr machtvollen Stellungen sein, sie können – wie die Terroropfer vom Breitscheidplatz – Forderungen stellen. Manchem sind sie gerade deswegen suspekt. Die Zürcher Historikerin Svenja Goltermann hat ein faszinierendes Buch geschrieben, das diesen Aufstieg des Opfers erklärt und schließlich als politischen Fortschritt verteidigt.

Erstaunlicherweise ist es eine jüngere Entwicklung, in so vielen und verschiedenen Zusammenhängen von „Opfern“ zu reden: „Kriegsopfer“ und Opfer von Gewalt bilden die wichtigsten Gruppen. Zu Recht macht Goltermann immer wieder auf diese historische Wahrnehmungsveränderung aufmerksam: Wir erkennen heute „Opfer“, wo frühere Generationen kaum auf die Idee gekommen wären, dieses Wort zu verwenden. Politiker, Journalisten und Wissenschaftler sahen nur Tote, Vermisste oder Verletzte. Goltermann bringt sehr plausible Belege für den quantitativen Aufstieg in der Sprache. Womöglich hätten hier aber die „digital humanities“ und speziell die „Distant Reading“-Methode des italienischen Literaturwissenschaftlers Franco Moretti noch präzisere Befunde geliefert.

Den roten Faden des Buches bilden Dokumente und Diskurse zu den Gewalt-



Es geschah am Valentinstag: Kerzen und Blumen für die sieben Opfer eines Amok-Schützen an der Maryjory Stoneman Douglas Highschool in Parkland, Florida.

Foto Imago

Svenja Goltermann: „Opfer“. Die Wahrnehmung von Krieg und Gewalt in der Moderne.

S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2017, 333 S., geb., 23,- €.

und Leidenserfahrungen des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts. Goltermann erinnert in ihrer Einleitung daran, dass es keinen Deutungsautomatismus gibt, wie Menschen solche extremen Erfahrungen interpretieren. Dies gilt gerade auch für die Auswirkungen von Kriegsgewalt. Aber auch in zivilen Verhältnissen haben sich die Opferzuschreibungen dramatisch vermehrt. Goltermanns interessante These ist, dass überall neues juristisches und medizinisches Wissen ausschlaggebend war. Vielfach hat man den Eindruck, dass die Rede vom „Opfer“ die Ausübung illegitimer Gewalt voraussetzt. Weil Letztere sich wiederum nach den Maßstäben des Rechts bemisst, könnte man die Karriere

des Opfers als Produkt der Verrechtlichung unserer Lebenswelt begreifen.

Das schlanke Buch erzählt anschaulich von solchen Interpretationsveränderungen. Goltermann verbindet dabei historische Praktiken mit zeitgenössischen Theorien, ihr Schwerpunkt liegt auf Textquellen wissenschaftlicher, rechtlicher oder administrativer Natur. Gelegentlich assoziiert die Autorin Bilder oder eindrückliche Erzählungen aus Romanen oder Filmen. Zu Recht, denn beide Medien haben die Vorstellungskraft tiefgreifend geprägt.

Schon Goltermanns Ausführungen über den Krieg des neunzehnten Jahrhunderts verdeutlichen einen Wandel. Zunehmend interessierte sich die staatliche Verwaltung für den im Ausland verstorbenen Soldaten. Regierungen versuchten, über den Verbleib ihrer Soldaten Rechenschaft abzulegen und Leichen zu identifizieren. Die Erfassung der Toten und der Todesursachen war wichtig für das Militärversorgungs- und Fürsorgewesen. Preußen führte 1870 die Identifizierungsmarkie für Soldaten ein. Zu Beginn des Ersten Weltkriegs war es bereits die Norm, dass ein toter Soldat namentlich identifiziert werden musste. Kaum zu unterschätzen ist dabei die normierende Rolle des Völkerrechts in seinen Bestre-

bungen, den Krieg zu „zivilisieren“. Hier wurden neue Standards der Kriegführung verabredet, die legitime von illegitimer Gewaltausübung trennten. Eine solche erschien nun als „Heldentat“, als Barbarei, und sie erleichterte die Zuschreibung als passives „Opfer“. Die Redeweise von „Opfern“ beschuldigt – in oft diffuser Weise – die Schuld und Verantwortung von „Tätern“. Zugleich kam die Zivilbevölkerung in den Blick der Theoretiker des Krieges, die der Aktivisten vom Roten Kreuz. Eine Ausweitung von Opferzuschreibungen wurde in Gang gesetzt, die sich im Verlauf des zwanzigsten Jahrhunderts beschleunigte.

Ursächlich dafür war der Ausbau des Sozialstaates mit seinen Versorgungsleistungen und -ansprüchen. Versehnte Soldaten konnten Rentenanträge stellen. Die Erwartung, die damit verknüpft war, ging auf Anerkennung ihres Opfers im Krieg für die Nation. Besser als in ihren Passagen über das neunzehnte Jahrhundert gelingt Goltermann hier für die Zwischenkriegszeit eine überzeugende Verbindung von politisch-militärischen Vorgängen und dem Wandel in der Sprache. Die Nationalsozialisten verherrlichten nicht nur das Opfer, sondern auch wieder den Krieg als sol-

chen. Hier schien nochmals ein Opferverständnis auf, das besondere Nähe zur Figur des religiös-politischen Märtyrers hatte.

Nach dem Zweiten Weltkrieg war in Deutschland eine Heroisierung des soldatischen Opfers diskreditiert. Anders die Sichtweise der Sieger: die Sowjetunion sprach offiziell nur von „Helden“ (über die außereuropäische Welt erfährt man in diesem Abschnitt wie auch sonst leider zu wenig). Auch im zivilen Leben blieben die Verhältnisse schwierig. Immer noch war es aber in Europa und den Vereinigten Staaten keineswegs moralisch vorteilhaft, sich als „Opfer“ zu bezeichnen.

Es gehört zu den interessantesten Passagen des Buches, wenn Goltermann nachzeichnet, wie sich in den Jahrzehnten nach 1945 die Figur des passiven, unschuldigen Opfers in der kollektiven Wahrnehmung durchsetzte. Zuvor dominierten Zuschreibungen einer wie auch immer getarnten Mitschuld das moralische Feld. In geradezu schockierender Weise wurde manchen Verbrechen Opfer automatisch minderwertigkeiten, Verfehlungen und Mangel zugeschrieben, und manches davon hat sich bis heute gehalten.

Dass Verbrechenopfer Entschädigungen beantragen können, liegt erst wenige Jahrzehnte zurück. Heute ist die Opferent-

schädigung immer dort, wo sie eingeführt wird, ein heißes politisches Eisen. Nach Kriegen und Diktaturen sind die Nöte groß, und entsprechend haben die Kriege in Vietnam und zuletzt Jugoslawien auch unsere Vorstellungen über Opfer, Trauma und Opferrechte medizinisch, moralisch und juristisch gewandelt. Dass Opfer zudem oft unbequeme Mitmenschen sind, ja manchmal zugleich Täter sein können, kommt in dem Buch leider zu kurz.

Neuerdings weht heute jenen, die sich als Opfer bezeichnen, wieder ein kalter Wind ins Gesicht. Die Ausweitung des Opferbegriffs mag schon ihren Zenit überschritten haben, mutmaßt Goltermann. Deutlicher als zuvor tritt die Schwäche des Opfers hervor, die als Unfähigkeit interpretiert wird. In rauen Zeiten wird stattdessen einseitig „Resilienz“ gepredigt, die Fähigkeit, Belastungen zu überwinden. Die Autorin erinnert uns hingegen, dass der Opfer-Begriff „die Möglichkeit bereithält, Kritik an Unrecht und Gewalt zu äußern“. Opfer anzuerkennen ist ein notwendiger Luxus, den sich alle Gesellschaften leisten sollten. Wie man gesellschaftliche Narrative von Opfern gestalten kann, ohne zugleich Inferiorität der Betroffenen zu postulieren, bleibt eine Herausforderung. MILOŠ VEČ

Neubeginn für die Gemeinschaft

Erstmals übersetzt: Hannah Arendts Essay über Freiheit

Wer eines von Hannah Arendts größeren Werken kennt, etwa die Bücher „Über die Revolution“ oder „Vita activa“, dem wird der jetzt erstmals auf Deutsch veröffentlichte, aus einem Vortrag hervorgegangene Essay „Die Freiheit, frei zu sein“ nichts wesentlich Neues bringen. Einige ihrer großen Themen sind in der Verkürzung pointierter herausgearbeitet – etwa die unterschiedlichen sozialen und ökonomischen Voraussetzungen, die laut Arendt für den Erfolg der amerikanischen Revolution und das in ihren Augen totale Desaster der Französischen verantwortlich waren.

Das hat Arendts Nüchternheit im Blick auf die politischen Folgen sozialer Umstürze begründet: die „Befreiung“ führe nicht zu Freiheit, weil die „soziale Revolution“ unvermeidlich mit Gewalt verbunden sei und zu Terror führen könne. Ein Thema, das die Politikwissenschaft bis heute beschäftigt. Pointiert formuliert sie auch noch einmal ihre von Aristoteles entlehnte These, dass Freiheit im emphatischen Wortsinn bedeute, sich im öffentlichen Raum zu betätigen, also politisch aktiv zu sein in einer Arena, mit dem persönlichen Antriebe, sich auszuzeichnen, Ruhm und Ehre zu erringen.

Ein anderes ihrer großen Themen wird nur berührt: Die These von der Bedeutung der „Natalität“, also davon, dass mit jedem neuen Leben, das in die Welt kommt, ein Neubeginn möglich sei, nicht nur für den Einzelnen, sondern letztlich auch für die politische Gemeinschaft, in der sich die Einzelnen zusammenfinden und verbünden können. Aus dieser „Verbündung“ entsteht Macht – die unorthodoxe Ableitung eines Zentralbegriffs der Politik, den Arendt scharf von dem für sie vopolitischen Mittel der Gewalt abhebt. Das heuristische Potential dieser Unterscheidung hat der lange Schatten von Max Webers Definition der Macht verdunkelt.

Thomas Meyer informiert in seinem Nachwort über die Entstehungsgeschichte dieses Essays und arbeitet Arendts Bedeutung für die politische Philosophie im zwanzigsten Jahrhundert heraus. Sie gründet in An- und Einsichten, die in vielerlei Hinsicht quer zu den vorherrschenden Ideologien wie Liberalismus oder Sozialismus stehen. Obwohl Arendts persönliche Sympathie eher der politischen Linken galt, haben ihre Argumente – es fällt schwer von einer geschlossenen Theorie zu sprechen – bis in den Stil des Denkens und Schreibens hinein Berührungspunkte mit englischen Konservativen des vergangenen Jahrhunderts wie Michael Oakeshott oder Isaiah Berlin. Es ist diese Unvoreingenommenheit und die Offenheit für Interpretationen, die auch den Reiz dieses kleinen Büchleins ausmacht. GÜNTHER NONNENMACHER

Hannah Arendt: „Die Freiheit, frei zu sein“.
Deutscher Taschenbuchverlag, München 2018, 60 S., br., 8,- €.

Wer zählt die Völker, nennt die Namen?

Die Anfänge von allem: Der chronologisch erste Band einer „Geschichte der Welt“ liegt vor, doch seine Argumente tragen nicht weit genug

Weltgeschichte als Geschichte der Menschheit und des Planeten hat Konjunktur. Dabei haben zuletzt kühne Einbänder wie die Bücher von Ian Morris und Yuval Noah Harari Furore gemacht. Die von C. H. Beck und Harvard University Press gemeinsam verlegte „Geschichte der Welt“ gehört hingegen zum älteren Typus von Sammelwerken aus der Feder mehrerer Spezialisten; sie zielen nicht zuletzt darauf, die historische Bildung zu befördern. Erfolg und Misserfolg solcher Werke sind nicht leicht zu erklären, so reüssierte vor gut fünfzig Jahren die „Propyläen Weltgeschichte“ wegen ihres prominenten Herausgebers und glänzender Einzelbeiträge, obwohl sie konzeptionell enttäuschte, während die sorgfältig koordinierte „Saeculum Weltgeschichte“ wenig später bereits den „Berührungszonen“ besondere Beachtung schenkte, aber unbeachtet blieb.

Während die drei schon erschienenen, der Moderne gewidmeten Bände der neuen „Geschichte der Welt“ Sachthemen globalgeschichtlich entfalten, wurde für die Zeit davor die schon in den älteren Werken praktizierte Gliederung nach Großregionen gewählt, da die Vernetzungen zwischen den Weltteilen noch nicht so ausgeprägt gewesen sind. Doch das Argument trägt nicht: Eine innovative Weltgeschichte der Vormoderne hätte doch ebenfalls übergreifende Themen wie Landwirtschaft, Städtewesen, Krieg, Seefahrt und Handel, Weltbilder, Migration oder Sklaverei an der Hand, um Interaktionen, Gemeinsamkeiten und Differenzen herauszuarbeiten – ob mit interkultureller Diffusion oder ohne sie. Wie das geht, demons-

trierte jüngst die siebenbändige „Cambridge World History“.

Den tatsächlichen Grund räumen die Reihenherausgeber freimütig ein: Man habe keine Autoren gefunden, die sich für die Vormoderne integrative Bereichsgeschichten zutrauten. Für den Band „Die Welt vor 600“ hat sein Herausgeber zudem auf strenge Vorgaben und eine engere konzeptionelle Koordinierung verzichtet und sich etablierten und selbstbewussten Kennern anvertraut. So blieb es den Beiträgern überlassen, ob sie globalgeschichtliche Themen in den Vordergrund rücken oder nicht. Im Kapitel zu Altchina ist Fehlzanzeige zu melden, während Axel Michaels den transregionalen Verflechtungen Indiens Beachtung schenkt. Hier ist von dem erstaunlichen Ashoka, dem Herrscher über das nordindische Maurya-Reich während des Hellenismus, ausführlich die Rede, fern von den Indogriechen, Gräko-Buddhisten und der Gandhara-Kunst sowie den Handelsstrukturen, die von Rom bis Java reichten und den Autor von einer „ersten Globalisierung“ sprechen lassen. Wer aber wissen möchte, warum sich die indischen Stadtstaaten anders als die mediterranen entwickelten und beide wieder anders als

die chinesischen Städte, findet in diesem Buch nur wenig Auskunft.

Traditionell bilden die Anfänge von allem das universalgeschichtliche Thema selbstchthin, geht es hier doch um die Selbstentfaltung des Menschen zur Kultur in all ihren Erscheinungsformen, auf allen Kontinenten. Hermann Parzinger führt im längsten Beitrag des Bandes die mächtige Phalanx seiner Disziplin, der prähistorischen Archäologie, ins Feld: Gliedert nach den großen Etappen sowie nach den geographischen beziehungsweise kulturellen Regionen werden schier unzählige Befunde vorgestellt, und wo sichere Aussagen nicht möglich erscheinen, versprechen künftige Forschungen, die Wissenslücken zu füllen. Der Leser soll spüren: Es stimmt alles, was hier mit zahllosen Namen ausgebreitet wird und was der Autor selbst in Überblickswerken schon einmal ausgebreitet hat.

Doch wozu muss man all das wissen? Fast jeder Satz enthält eine neue Information, aber die gedanklichen Operationen, welche die Fakten zusammenbinden (sollen), werden nicht entfaltet, so dass letztlich eine Fortschrittserzählung bleibt, in der „noch nicht“ und „bereits“ die sinnbildenden Signaladverbien darstellen. So revolutionierten im vierten und dritten Jahrtausend Pflug und Nasreisenbau die Landwirtschaft und führten zu einem steigenden Überschuss, „der notwendig war, um die angewachsene Bevölkerung in den protourbanen Zentren ernähren zu können“. Aber hätten sich die Menschen ohne diese Überschüsse in gleichem Maße vermehrt wie mit ihnen?

Wichtige Fragen, Schlüsselbegriffe und Durchblicke fehlen durchaus nicht, doch sie müssen aus dem Textfluss der Handbuchroutine herausgegriffen werden. Mehrfach führt Parzinger erstmalig dynamische und innovative Formierungen vor, die zu irritieren vermögen, weil ihr Entstehen schwer erklärbar ist und sie über kurz oder lang wieder verschwanden. Aber Irritation ist seine Sache eher nicht. Den Beitrag beschließt ein stenogrammartiger Rundblick über die behandelten Regionen zu bestimmten Zeitpunkten. Sie werden hier „Zeitachsen“ genannt, um Jaspers'

„Achszeit“ anzuführen – zu der dem Autor dann aber rein gar nichts einfällt.

Auch Karen Radner hat sich in ihrem Stück zu den frühen Hochkulturen einer Chronistenpflicht unterzogen – zahllose Orts- und Völkernamen, archäologische Funde sowie markante Texte, Kriege und Verträge ziehen am Leser vorbei. Doch Ägypten und der Alte Orient werden hier als Teile einer gemeinsamen Lebenswelt und in ihren Verflechtungen betrachtet, was interessante Perspektiven eröffnet. Mit dem Fernhandel rückt zudem eine zentrale globalgeschichtliche Perspektive in den Mit-

telpunkt. Eine zweite bildet das Oscillieren zwischen zentralisierenden Großreichen und Systemen kleinerer Formierungen, die gerade beim Handel auch nützliche Symbiosen bilden konnten, wie am Beispiel des Assyrischen und der phönizischen Handelsmetropole Tyros demonstriert wird.

Der Herausgeber des Bandes gibt in der Einleitung einen Überblick zu den elementaren Erscheinungsformen des Wirtschaftens, des Zusammenlebens und der Sinnstiftung in der behandelten Epoche sowie zu den langfristigen Entwicklungsprozessen. Hier werden auch zentrale Begriffe definiert, aber auf fünfzehn Seiten war selbstverständlich nicht zu leisten, was die Autoren teilweise versäumt haben. In seinem eigenen Beitrag zur Welt der klassischen Antike führt Gehrke dann vor, wie es gehen kann: Mit einer an Max Weber geschulten Typologie sozialer, politischer und religiöser Formationen und Verlaufsmuster wird Ordnung gestiftet; die Schilderung ist auf nichtfachliche Leser zugeschnitten, sie erklärt eingängig, doch ohne Simplifizierung Ursachen und Zusammenhänge, beschränkt Namen und Daten auf ein Mindestmaß. Einen roten Faden für die „Weltgeschichte“ bildet die Frage, was die jeweiligen Zeitgenossen selbst unter „Welt“ verstanden, daneben die Fernwirkungen der klassischen Kulturen.

Unter dem Strich stehen fünf informative Synthesen zu Hauptepochen und Regionen der Frühzeit und der „Alten Welt“, aber eine „Weltgeschichte“ ist das nur in der Linie der eingangs erwähnten Sammelwerke. Auch ein Beitrag zu Altamerika würde daran nichts ändern. UWE WALTER



Gautamas Tod: So hochentwickelt war die Kunst der Gandhara (2. Jh.). Foto Rainer Drexel

Akira Iriye und Jürgen Osterhammel: „Geschichte der Welt“. Frühe Zivilisationen. Die Welt vor 600.
Hrsg. von Hans-Joachim Gehrke. Verlag C. H. Beck (mit Harvard University Press, Cambridge), München 2017, 1082 S., Abb., geb., 49,95 €.